

Depesche

Stop-over mit Sinn

Singapore Airlines, das Singapore Tourism Board und der Jewel Changi Airport haben ihr gemeinsames Programm der kostenlosen Rundfahrten durch Singapur für Transpassagiere um zwei Touren durch den Jewel Changi Airport erweitert. Fluggäste, die mit Singapore Airlines zu einm weiteren Ziel fliegen, können sich bei einer Mindestumsteigezeit von fünf einhalb Stunden neben den bisherigen Touren „City Sights“ und „Heritage“ nun auch bei einem geführten Rundgang den Jewel Changi Airport zeigen lassen. Er wird täglich um 10.30 Uhr und um 18 Uhr angeboten, startet im Terminal 3 und dauert zwei einhalb Stunden. Interessierte können sich bis zu 75 Minuten vor Beginn an den Ständen der Free Singapore Tour in den Terminals 2 und 3 anmelden. Zum Rundgang gehört auch ein Besuch im ansonsten kostenpflichtigen Canopy Park. (str.)

Barcelona zieht die Notbremse

Barcelona plant, seine Touristenabgabe um bis zu vier Euro zu erhöhen. Bisher zahlen Gäste der Stadt pro Nacht zwischen 0,65 und 2,25 Euro, spätestens von übernächstem Jahr an soll der Betrag je nach Unterkunft zwischen 0,65 und 6,25 Euro liegen. Von der Anhebung der Gebühr erhofft sich die Stadtregierung Einnahmen von bis zu hundert Millionen Euro. Das Geld soll unter anderem in die Bekämpfung der illegalen Vermietung von Ferienwohnungen und die Entwicklung von Stadtteilen fließen, die besonders unter dem Tourismus leiden. (rsr)

Jerusalem öffnet seine Küchen

Das kulinarische Festival Open Restaurants in Jerusalem findet dieses Jahr vom 19. bis zum 23. November statt. Knapp hundert Veranstaltungen stehen auf dem

Programm, die ungewöhnliche Einblicke in die lokale Gastronomie geben. Dazu zählen thematische Stadt- und Marktführungen, Gespräche mit Restaurantbesitzern und Köchen sowie Wein- und Bierproben. Für Kinder und Jugendliche gibt es spezielle Angebote. Tickets kann man ab sofort online unter https://openrestaurants.com buchen. (str.)

Irgendwo liegt noch ein Schatz

Später wurde der Schriftsteller Ludwig Ganghofer zum „Alpenkönig“ erklärt. Dabei sprach er nicht einmal Oberbayerisch. Denn aufgewachsen ist er in Welden. Die schwäbische Ortschaft erinnert mit einer Gedenkstätte daran.

Von Wolfgang Albers



Zwei große Bier, zwei gute Bücher und eine Prise Schnupftabak: So lässt es sich unter der Kastanie leben.

Foto RAT/Siegfried Kerpf

Das Wirtshaus sperrt der „Hirsch“-Wirt Klemens Kugelmann unter der Woche gar nicht mehr auf. Lohnt sich nicht mehr. Wer kennt schon Welden? Auf Gäste freut er sich trotzdem – denn er hat noch eine Mission: so ein bisschen die Literaturgeschichte geradezurücken. Dafür hat Klemens Kugelmann einige Räume im „Hirsch“ freigeräumt und eine Ganghofer-Stätte eingerichtet. Ganghofer? Der Schriftsteller Ludwig Ganghofer ist den Jüngeren kaum noch bekannt. Romantitel wie „Der Herrgottschneider von Ammergau“, „Das Schweigen im Walde“ oder der „Jäger von Fall“ – nie gelesen? Ist ja auch schon länger her. Im kommenden Sommer ist er hundert Jahre tot. Aber Ende des neunzehnten Jahrhunderts spielte er in einer Liga mit Karl May (auch literarisch), lasen Mil-

lionen seine Bücher, die mit ihrer gigantischen Auflage, bis heute sollen es mehr als dreißig Millionen sein, auch bestes Marketing für ein oberbayerisches Heile-Welt-Image waren. Nur: Welden ist weit weg von Oberbayern. Das Dorf in der Nähe von Augsburg liegt im Schwäbischen Holzwinkel. „Wo Bayern schwäbisch schwätzt“, wie die Tourismus-Werbung sagt. Die Eiszeit hat die Landschaft hier eher sanft modelliert. Durch die weiten Täler fließen kleinere Gewässer wie die Laugna und der Biberbach, auf den Hügeln steht dicht der Wald, lange das Hauptwirtschaftsgut dieser Gegend. Um diesen ausgedehnten Forst kümmernte sich von 1859 an der bayerische Forstbeamte August Ganghofer. Mit ihm ins Forsthaus zog seine Familie, darunter der vierjährige Ludwig. Der verbrachte

seine ganze Kindheit und Abschnitte der Jugend hier. Und wer hat diese prägenden Jahre fernab der Berge beschrieben und für die Biographie analysiert? Niemand! So jedenfalls steht es vorwurfsvoll auf einer Inforolle in der Gedächtnisstätte – und dann folgt einschränkend, aber wirklich nur ein bisschen, der Hinweis auf die gerade einmal fünf lakonischen Zeilen, in denen der Ganghofer-Biograph Gerd Thumser dessen Kindheit und Jugend behandelt. Einige Weldener ließ das nicht ruhen. Sie gründeten einen Verein der Ganghofer-Freunde, Welden bekam einen Ganghofer-Rundweg, und Hirsch-Wirt Kugelmann richtete die Ganghofer-Stätte ein. Sogar auf historischem Grund. Denn beim Rolle-Wirt, wie die Schenke damals hieß, saß Vater Ganghofer in der Runde der Tarock-Spieler, und Sohn Ludwig, so ist es überliefert, soll Hühnererei

vom Dachboden gestohlen haben. Allerdings hat sich nichts Originales aus der Weldener Ganghofer-Zeit erhalten. Die Gedenkstätte setzt deshalb auf Visualisierung: Sie hat eine königlich-bayerische Forstkanzlei rekonstruiert und von der Schreibstube bis zur Schulbank Ganghofer-Szenen nachgebildet.

Es handelt sich um ein nettes Sammel-surium, mehr zur Sache kommen hingegen viele Inforollen, die Ganghofers Leben beleuchten. Und das durchaus auch mit Distanz zum Objekt der Verehrung, das so unterschiedliche Facetten hat wie eine unerschrockene künstlerische Liberalität, aber auch nationalistisches Kriegsgelutze.

Natürlich streicht die Gedenkstätte heraus, dass der später zum „Alpenkönig“ erklärte Ganghofer stets nur ein oberbayerisches Kunstprodukt war, nicht einmal eines gescheiten bayerischen Dialekts fähig – und eigentlich emotional verwurzelt geblieben ist in seiner Weldener Heimat. Klemens Kugelmann hat eigens Ganghofers Autobiographie „Lebenslauf eines Optimisten“ wieder aufgelegt, die Inforollen zitieren ausgiebig daraus: „Das ganze liebe Dorf hat beigesteuert zu dieser hellen Mitgift meines Lebens. Aus zehn Jahren meiner Kinderzeit in Welden weiß ich mich unter den Dorfleuten keines schlechten Kerls zu erinnern, keiner gemeinen Sache, keines Menschenschrecks, der mir einen üblen Schatten in meine kindliche Seele hätte werfen können.“

Der junge Ludwig darf sich so austoben, gerade so, wie es sein späterer Freund und Kollege Ludwig Thoma in den Lausbubengeschichten beschrieben hatte: trieb sich mit den Dorfkindern an der Laugna und im Wald herum, half einem Dörfler beim Wildern, musste nach einer Klettertour auf den Kirchturm von der Feuerwehr gerettet werden und vergrub das Silber und Gold der Familie als Schatz – den bis heute nie jemand wiedergefunden hat.

Aber dann muss er aufs Gymnasium, eine Tagesreise entfernt. Zu seinem Entsetzen: „Nur nicht fort von Welden, nur nicht fort aus dem Walde, nur nicht fort in die Stadt!“ Welden sieht er fortan nur noch in den Ferien, als Zwanzigjähriger kommt er zum letzten Mal in die Gegend, logiert beim Pfarrer. Die Frau des Polizeikommandanten versucht, ihn zu verführen – aber auch das hält Ludwig Ganghofer nicht mehr. Die Stadt hats ihm verziehen und pflegt unerschütterlich seinen Nachruhm weiter.

Ganghofer-Stätte Welden im Landgasthof zum Hirsch, Fuggerstraße 1, geöffnet zwischen 10 und 18 Uhr, Montag geschlossen.

Roadtrip mit Elektroauto

Der amerikanische Bundesstaat Oregon hat sein Netzwerk von Schnellladestationen für Elektroautos erweitert. Umweltbewusste Autofahrer können nun ihr Elektrofahrzeug alle vierzig bis achtzig Kilometer aufladen. Auch die touristischen Sehenswürdigkeiten Oregons lassen sich auf diese Art entdecken – auf sechs eigens ausgewiesenen, sogenannten Electric Scenic Byways. Der Southern Oregon Arts & Bounty E-Byway beispielsweise führt durch die Weinregion Rogue Valley im Süden des Bundesstaates. Der Oregon Coast E-Byway im Norden folgt dem Columbia River bis nach Astoria mit seinen Stränden an der Pazifikküste. Und auf dem Covered Bridges E-Byway entdecken Reisende in und um Lane County die überdachten, stählernen Brücken, für die der Bundestaat in ganz Nordamerika berühmt ist. (rsr)



Urteil

Schlechtes Wetter, kranker Hund

Wenn ein Flugzeug vom Blitz getroffen wird und es deswegen zu Flugverspätungen oder Annullierungen kommt, dann haben betroffene Passagiere keinen Anspruch auf Ausgleichszahlungen. Denn Blitzschläge zählen zu den sogenannten außergewöhnlichen Umständen, also Vorfällen, die eine Fluggesellschaft auch bei größter Sorgfalt nicht vermeiden kann. So haben Gerichte immer wieder entschieden – wie in diesem Fall, auf den die Deutsche Gesellschaft für Reise-recht hinweist. Dabei wurde eine Maschine beim Landeanflug in der Dominikanischen Republik vom Blitz getroffen und erheblich beschädigt. Doch als Fluggäste wegen der folgenden großen Verspätung klagten, wies das Amtsgericht Rüsselsheim ihre Forderung nach eine Ausgleichszahlung von sechshundert Euro pro Passagier als unbegründet zurück (Aktenzeichen: 3 C 751/16). Bei einem Blitzschlag, so das Gericht, handelt es sich um ein „ungewöhnliches, von außen kommendes Ereignis“. Es gehört demnach aufgrund seiner Natur nicht zu den Risiken des normalen Flugbetriebs, kann von Fluggesellschaften „tatsächlich nicht beherrscht werden“. Daran, so das Amtsgericht, ändert auch nichts, dass es sich bei einem Blitzschlag „um ein jedenfalls grundsätzlich bekanntes Problem des Luftverkehrs handelt“. Nach Ansicht der Richter nimmt dieser Umstand den Blitzschlägen nicht die Qualität des Außergewöhnlichen. Jedoch können Fluggesellschaften ein Gewitter generell nicht immer als Entschuldigungsgrund für Flugprobleme heranziehen, wie das Amtsgericht Köln befand (Aktenzeichen: 114 C 208/15). Ein Gewitter mag zwar ungewöhnlich sein, es gehört aber trotzdem zu den „Vorkommnissen“, mit denen ein Flugunternehmen „stets rechnen muss“, ist damit Teil seiner „Risikosphäre“ – mit anderen Worten: Fluggesellschaften müssen Vorsorge treffen, damit ihre Flüge auch bei Gewitter noch planmäßig starten und landen. (wog)

♦ ♦ ♦

Weil sein Blindenführhund einen epileptischen Anfall erlitt und flugunfähig war, stornierte ein blinder Urlauber seine Reise nach Fuerteventura. Dort hatte er die Ferientage verbringen wollen, und der Hund hätte natürlich mitkommen sollen. Der Reiseveranstalter stellte ihm dafür Stornokosten in Höhe von 990 Euro in Rechnung. Der Betroffene beantragte bei seiner Reiserücktrittskostenversicherung die Erstattung dieses Betrags. Doch die Versicherung lehnte ab und bekam dafür vor dem Amtsgericht München recht (Aktenzeichen: 191 C 17044/16). Der blinde Mann hatte zwar argumentiert, der Fall sei nicht anders zu beurteilen, „als wenn eine sehende Reiseperson wegen einer Erkrankung plötzlich ihr Sehvermögen“ verliere. Zudem müsse sich zu Hause auch jemand um seinen erkrankten Hund kümmern. Die zuständige Richterin musste sich aber auch in diesem Fall genau an den gültigen Versicherungsbedingungen orientieren. Dort, so begründete sie ihr Urteil, sei das vorliegende Ereignis jedoch als Versicherungsfall nicht aufgeführt. Daran ändere auch die Tatsache nichts, dass das, was dem blinden Urlauber widerfuhr, in seiner Auswirkung vergleichbar sei mit dem, was in den Versicherungsbedingungen sonst noch aufgezählt werde. Doch es gelte hier der Grundsatz: Nur für Vorkommnisse, die „konkret und abschließend“ aufgelistet sind, gilt auch der Versicherungsschutz bei Reisetornierungen. (wog)

Am Ende erfüllen sich selbst die utopischsten Träume

Brückenschlag im thüringischen Lindewerra, das schon immer auf die Einheit setzte. Von Claudia Diemar

„Jeder Mann, der früher etwas auf sich hielt, ging am Stock“, stellt Josef Keppler klar, während er das Stockmachermuseum aufschließt. Herr Keppler, pensionierter Lehrer, Vorsitzender des örtlichen Heimatvereins und „Stockmacherschwiegerson“, erklärt enthusiastisch das Inventar des kleinen Museums. Er zeigt den Unterschied zwischen Flanierstöcken, Wanderstöcken, Stöcken mit ausklappbarem Segeltuchstutz und dem „Marktröller Fridolin“, der als Einkaufshilfe für Damen gedacht war. Das Stockmachermuseum von Lindewerra wurde am 7. Oktober 1989 eröffnet, dem vierzigsten Jahrestag der DDR, die bald darauf zu existieren aufhörte. Und damit sind wir schon mittendrin in der Geschichte, sagt Herr Keppler, der auf die Adresse des Museums hinweist: Straße zur Einheit. Nicht etwa „Straße der Einheit“, von denen es zu DDR-Zeiten einige gab, womit die Einheit der sozialistischen Partei gemeint war. „Wir aber meinten die deutsche Unteilbarkeit, und keiner hat das je bemerkt und also auch nicht geändert.“



Nur für Kanuten überflüssig: die Werra-Brücke von Lindewerra

Foto Josef Keppler

Schon der Schriftsteller Hans Hermann Wilhelm hatte in seinen literarischen Skizzen aus der Region aus Lindewerra das Dörfchen „Schelmenrode“ ge-

macht, wo er „das schabernackigste Volk auf all meinen Wanderungen und Streifzügen durch Deutschland“ kennengelernt haben wollte. Wandern kann

man in Lindewerra bis heute vortrefflich. Hinzu kommt der Werratal-Radweg. Und für Wassersportler gibt eine Bootsanlegestelle sowie den Kanuverleih „Kanuteufel“. Wo ein Fluss ist, sollte es auch eine Brücke geben. Stolz war man daher, als im Frühsommer 1901 eine solche über die Werra geschlagen war. Zu dieser Zeit gab es in praktisch jedem Haus eine Stockmacherwerkstatt. Stöcke aus Lindewerra hatten Weltruf. Im Jahr 1920 betrug die Jahresproduktion eine halbe Million Exemplare. In unmittelbarer Umgebung gab es reichlich Eichenhaine, aus denen sich das Material holen ließ. Die Brücke jedoch, die auch für den Abtransport der Stöcke eine wichtige Rolle spielte, wurde am 8. April 1945 von der deutschen Wehrmacht gesprengt. Im Juli 1945 wurde Thüringen der sowjetischen Besatzungszone zugeschlagen und die Werra zum Grenzfluss zwischen Ost und West. Die deutsche Teilung machte einen Brückenneubau obsolet. Und selbst nach Grenzöffnung

und Wiedervereinigung dauerte es noch fast zehn Jahre, bis die Pläne für eine Sanierung der Pfeilerreste sowie ein neues Stahlbetonbauwerk umgesetzt waren. Am 17. Juli 1999, genau siebenhundert Jahre nach der ersten Beurkundung Lindewerras, konnte man wieder flott von hüben nach drüben und umgekehrt wechseln. „Die Freigabe der Brücke war nicht nur der Höhepunkt der Siebenhundertjahrfeier, sondern wohl auch eines der bedeutendsten Ereignisse der Ortsgeschichte“, sagt der Bürgermeister, Gerhard Propf. Die Straße zur Einheit führt direkt auf die Brücke. So erfüllte sich der visionäre Glaube des Orts am Ende doch noch. Obwohl Lindewerra nur etwa zweihundertfünfzig Einwohner zählt, gibt es in dem Ort neben einer Pension noch drei Gaststätten. Eine davon gehört zur letzten verbliebenen Stockmacherei von Michael Geyer. Er fertigt in alter Handwerks-tradition noch solide Stücke und verköstigt nebenher Wanderer, Radler und Kanuten. Weitere Informationen: www.lindewerra.de